

Dietrich Schwanitz: *Systemtheorie und Literatur*. Ein neues Paradigma (WV Studium. 157). Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990. 284 S.

Anzuzeigen ist das Erscheinen eines Buches, dessen Art recht rar ist: eine anspruchsvolle (literatur-)theoretische Arbeit, geschrieben von einem Anglisten (erste Unwahrscheinlichkeit), die sich (zweite Unwahrscheinlichkeit) ungewöhnlich geistreich, unterhaltsam und anregend liest. Vf. macht mit *Systemtheorie und Literatur* den Versuch, die Systemtheorie Niklas Luhmanns -- die er ohne Einschränkung und ganz unmodifiziert übernimmt -- für die Literaturwissenschaft nutzbar zu machen. Er möchte zeigen, welche Bereicherung die Übernahme systemtheoretischer Terminologie, Sichtweise und Verfahren für das Studium der Literatur darstellen könnte, welche „ganz neue[n] Ausblicke auf die Literatur“ (S. 50) sich auftun würden: Kurz, Vf. wirbt, wie der Untertitel zeigt, für einen Paradigmawechsel der Literaturwissenschaft, für einen Wechsel der Perspektiven und eine systemtheoretische Reformulierung traditioneller literaturwissenschaftlicher Probleme und Konzepte.

Bei diesem Werben geht Vf. überaus geschickt vor, denn er beläßt es nicht bei einer (im übrigen sehr anschaulichen und kurzweiligen) Darstellung der Luhmannschen Systemtheorie und Skizzierungen ihrer literaturwissenschaftlichen Applikationsmöglichkeiten, sondern er vermittelt darüber hinaus durch die Weise der Präsentation auch etwas vom -- wie er es sieht, und eingeschworene Luhmann-Gegner werden sich verwundert die Augen reiben -- beweglichen Geist und verspielten Denkstil dieses Ansatzes: Jedes der fünf Kapitel, die Aspekte der Literatur aus der Perspektive der Systemtheorie zeigen, enthält zugleich -- die Idee ist Douglas R. Hofstadters *Gödel – Escher – Bach* entnommen [Gödel ist übrigens durchgehend falsch geschrieben als „Goedel“] -- je eine dramatische Koda, in der Vf. bekannte literarische Figuren aus ihrer Perspektive über Aspekte der Systemtheorie plaudern läßt. Wenn Vf. in seinem Nachwort der Hoffnung Ausdruck gibt, sein Buch solle dazu beitragen, das verbreitete Vorurteil auszuräumen, Theorie und „harte Wissenschaften“ seien „schwer, finster, kalt und letztlich gewalttätig und lebensfeindlich“, während doch seiner Überzeugung nach „der wahre wissenschaftliche Gestus dem der Kunst sehr nahe ist: zwar streng, aber zugleich heiter, lebendig, beweglich und von experimenteller Verspieltheit“ (S. 267), so kann man ihm bescheinigen, daß *Systemtheorie und Literatur* in der Tat einen solchen erfrischend-erfreulichen Beitrag leistet: Dafür, daß Systemtheorie „ein Anabolikum fürs Gehirn“ (S. 263) ist (zumindest es für Vf. war), ist *Systemtheorie und Literatur* selbst der überzeugende Beleg. Das Buch ist seine eigene beste Illustration, weil es praktiziert, was es vorschlägt, und man darf wohl annehmen, daß diese Art von Selbstbezüglichkeit, die ja Nähe sowohl zur Systemtheorie wie auch zur Kunst indiziert, von Vf. augenzwinkernd kalkuliert worden ist.

Und doch ergeben sich im einzelnen Fragen, Einwände, die en passant im Nachvollzug seines Textes formuliert werden sollen -- bis auf eine, die wichtigste, nämlich die nach der Epistemologie ‚seiner‘ Theorie, weil sich erst aus ihrer Beantwortung ableiten läßt, mit welchem Anspruch Vf. eigentlich auftritt, auftreten kann, ob er lediglich vorschlägt, den systemtheoretischen als einen weiteren, neue Problem- und Lösungszusammenhänge entwerfenden Ansatz in die Literaturwissenschaft einzuführen, oder ob er mehr reklamiert, eben eine literaturwissenschaftliche Wende, die die Bezeichnung „Paradigmawechsel“ auch wirklich verdient: Diese fundamentale Frage soll gesondert am Schluß erörtert werden.

Nach einer kleinen, neugierig stimmenden „Übersicht“ (S. 7–11), in der Vf. eine knappe Vorschau auf das gibt, was den Leser in den folgenden fünf Kapiteln jeweils erwartet, führt er in Kapitel I („Die asymmetrische Welt“, S. 13–49) zunächst über eine Szene aus Lewis Carrolls *Through the Looking-Glass* in das Thema der Selbstbezüglichkeit -- eines zentralen Begriffs der Systemtheorie -- ein und deutet an, wie Luhmann mit dem Skandalon umgeht, daß eine Systemtheorie sich selbst als Gegenstand enthält: Für

Luhmann ist das ein unvermeidlicher, keineswegs peinlicher Umstand, und allen dadurch möglichen Paradoxien soll durch eine Asymmetrisierung der System/Umwelt-Differenz vorgebeugt werden: Ein System grenzt sich gegen eine Umwelt (die immer komplexer als es selbst ist) ab und schafft dadurch ein Komplexitäts-Gefälle, eine Asymmetrie, die auch erhalten bleibt, wenn das System durch Selektion und innere Differenzierung eine Art internes Umweltmodell konstruiert: Der durch die Systemgrenze ermöglichte Ordnungsvorteil durch Reduktion von Umwelt-Komplexität bleibt bestehen, und das Augenmerk der Systemtheorie richtet sich nicht etwa auf ein isolierbares Objekt („das System“), sondern vielmehr auf die jeweilige System/Umwelt-Differenz. Systemtheorie operiert nicht mit „Dingen“, sondern mit Differenzen.

Schwanzitz kann anhand einer (ganz strukturalistischen) Analyse von Hermann Hesses Gedicht *Lampions in der Sommernacht* zeigen, daß Linguistik (nach Ferdinand de Saussure) und (eine bestimmte Art von) Literaturwissenschaft auch immer schon mit dem Leitbegriff der Differenz gearbeitet haben, dann anschaulich an einigen paradoxen Figuren und Bildern (M. C. Eschers) demonstrieren, was passiert, wenn das Verhältnis von Figur und Grund nicht, wie üblich, a-symmetrisch gestaltet ist (Kipp-Phänomene, „unmögliche“ Bilder), und schließlich an Edwin A. Abbotts Roman *Flatland* vorführen, wie Komplexitätsreduktion durch Selektivität funktioniert (der Roman „übersetzt“ die Verhältnisse der viktorianischen Gesellschaft ins System der Geometrie und thematisiert darüber hinaus, quasi verdoppelnd, durch die Übersetzung der Dreidimensionalität in die Zweidimensionalität der fiktionalen Welt sein eigenes Reduktionsverfahren).

So hat Vf. auf nur wenigen Seiten den Leser mit elementaren systemtheoretischen Begriffen bekannt gemacht – Selbstreferenz, Differenz, Asymmetrie, Komplexitätsreduktion usw. – und nach einer kleinen Liebeserklärung an das schon erwähnte Buch *Gödel – Escher – Bach* von Hofstadter, in dem er einen bewundernswerten Vorreiter einer neuen Art von interdisziplinärem Diskurs erblickt, kann der Leser zum Zeugen einer stimulierenden Unterhaltung zwischen Sherlock Holmes und Dr. Watson werden, in deren Verlauf er nicht nur den Krimi als „ganz und gar systemtheoretische Literaturgattung“ (S. 7) sehen lernt, sondern auch, ganz nebenbei, Luhmanns Definition des Verhältnisses von Organismus, Bewußsein, Kommunikation und Gesellschaft mitbekommt und obendrein etwas über die Verwandtschaft zwischen der Arbeit des Detektivs und der Ästhetik des Surrealismus erfährt.

Doch dem aufmerksamen Leser dürften hier auch schon zwei Eigentümlichkeiten der systemtheoretischen Vorgehensweise aufgefallen sein: zum einen das, was Vf. die „hoch entwickelte Auflösungs- und Rekombinationsfähigkeit der Systemtheorie“ (S. 34) nennt, was aber andernorts, weniger freundlich, als bloße „begriffliche Verfremdung“ bezeichnet worden ist. In seiner Rezension von Luhmanns *Die Wissenschaft der Gesellschaft* in der *taz* vom 5. 7. 1991 charakterisiert Sighard Neckel das Verfahren so: „Ich fange einfach mal an, längst bekannte Phänomene mit einer Spezialsprache zu belegen, um dann beim Leser auf den Augenblick zu warten, wo dieser feststellt, daß man es auch so sehen kann. Das ist dann Erkenntnis.“ Der Vorwurf ist so unberechtigt nicht. Luhmanns Methode ist in der Tat, einen umfangreichen set von hinreichend abstrakten Begriffen –

„Sinn, Zeit, Ereignis, Element, Relation, Komplexität, Kontingenz, Handlung, Kommunikation, System, Umwelt, Welt, Erwartung, Struktur, Prozeß, Selbstreferenz, Geschlossenheit, Selbstorganisation, Autopoiesis, Individualität, Beobachtung, Selbstbeobachtung, Beschreibung, Selbstbeschreibung, Einheit, Reflexion, Differenz, Information, Interpenetration, Interaktion, Gesellschaft, Widerspruch, Konflikt“¹

¹ Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*. Grundriß einer allgemeinen Theorie (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. 666), Frankfurt a. M. ²1988 (1984), S. 12.

in wechselseitige Definitionsbeziehungen zu setzen und den Leser, der sich darauf einläßt, dann mit unerwarteten Aussagen wie „Menschen können nicht kommunizieren“ oder „Menschen sind nicht Teil der Gesellschaft“ usw. zu frappieren — Aussagen, die systemdefinitiv völlig in Ordnung gehen. Was für eine Art von Erkenntnis, von Aufschluß über Welt damit gegeben wird, soll uns am Schluß beschäftigen.

Durch die hinreichende Abstraktion der Terminologie wird zum anderen sichergestellt — und damit komme ich zur zweiten Eigentümlichkeit —, daß letztlich alles und jedes systemtheoretisch erfaßt (oder entworfen) werden kann, alles mit allem vergleichbar wird, wenn es nur zuvor systemtheoretisch aufbereitet, re-definiert worden ist: Die Theorie selbst gibt die Basis des Vergleiches ab. Konkret schlägt sich das in einer auffallenden Favorisierung der Analogisierung nieder, jener schwächsten aller logischen Schlußformen, die sicherlich heuristisch zu rechtfertigen ist, die aber bei Luhmann und Schwanitz höhere Weihen erfährt: Die Fähigkeit, „zwischen weit auseinanderliegenden Dingen Beziehungen herzustellen“ gilt letzterem als „das Prinzip der Kreativität“ (S. 8), der „Vergleich weit auseinanderliegender Phänomene“ — lies: Analogisierung nach systemtheoretischer Reformulierung — ist „eine [der] typischsten Denkbewegungen [der Systemtheorie]“ (S. 18). Solche unerwarteten Vergleiche und Analogien können selbstverständlich sehr unterhaltsam, anregend und aufschlußreich sein — *Systemtheorie und Literatur* demonstriert ja selbst die Stärke solch ausgreifenden Analogisierens; doch die Schwäche auch: denn immer fragt sich (keine rhetorische Frage!), welche Art von Erkenntnisgewinn mit solchen Operationen verbunden sein kann. Wenn systemtheoretisch alles mit allem vergleichbar ist, welche Aussagekraft liegt dann überhaupt noch in einem konkreten Vergleich? Kein Zweifel: Vf. Definition des Prinzips der Kreativität ist auch eine denkbare Definition der Paranoia (welch ein Vergleich!).

Daß wir es hier mit einem zentralen Merkmal der Systemtheorie zu tun haben, wird im zweiten Kapitel deutlich („Die Systemtheorie“, S. 50–98), in dem Vf. nachzeichnet, wie Luhmann 1984 in *Soziale Systeme* die bisherige Systemtheorie durch Übernahme eines Konzeptes aus der Biologie, nämlich der ‚Autopoiesis‘ (nach Humberto Maturana und Francisco Varela), wesentlich erweitert hat. War bis dahin die System/Umwelt-Differenz das Leitparadigma der Systemtheorie, so entwirft Luhmann nun seine Systemtheorie als Theorie selbstreferentieller, autopoietischer Systeme, Autopoiesis und Selbstreferenz nehmen paradigmatischen Rang ein, mit anderen Worten: Die Systemtheorie richtet nun ihre Aufmerksamkeit auf Prozesse der Selbsterstellung und kontinuierlichen Selbstreproduktion von Systemen: „Organische Systeme, Bewußtseinssysteme und die Gesellschaft sind autopoietische Systeme, weil sie sich zusammen mit ihren Elementen selbst herstellen.“ (S. 54) Die primäre Selbstschöpfung bekommt einen Namen — Emergenz — und wird, wie jede sich anschließende Reproduktion durch Selbstreferenz ‚erklärt‘:

„Ein System entsteht [. . .] zusammen mit den durch es selbst konstituierten Elementen durch einen göttlichen Blitzschlag der Schöpfung. Dieser göttliche Schöpfungsfunkte, der ein System zum Leben erweckt, geht aus von der im ersten Kapitel beschworenen Selbstbezüglichkeit. Dieses ‚es werde‘ heißt Selbstreferenz. Die Schöpfung selbst und die Geburt eines neuen Systems wird mit dem systemtheoretischen Begriff der ‚Emergenz‘ belegt. [. . .]. [D]arin wird ausgedrückt, daß Systeme zugleich mit ihren Elementen als totale Neuheiten in Erscheinung treten, die nicht durch die Eigenschaften irgendeiner zugrunde liegenden Basis erklärt werden können.“ (S. 54)

Konkret: „Das Bewußtsein wird durch seine rekursive Schließung zu einem völlig autonomen System, das durch seine Rückwendung auf sich selbst seine eigenen Elemente — die

Gedanken und Vorstellungen — herstellt.“ (S. 55) So referiert Vf. — trotz des kokettierenden Vokabulars völlig zutreffend — Luhmanns Theorie und bietet dann in Fülle Beispiele selbstbezogener und selbstgenerierender Sätze, Paradoxien, rekursiver Schleifen usw. usf., einen Blick auf die Selbsterstellung lebender System (DNS-Code) und auf Tom Stoppards *After Magritte* — all dies zu dem Zwecke zu zeigen, „wie die selbstreferentielle Schleife die Selbsterstellung eines Systems dadurch sichert, daß die Lösung eines Problems das Problem reproduziert, das dann wieder seine eigene Lösung produziert“ (S. 66), womit dann auch — analog! — die Selbstschöpfung der Gesellschaft durch Kommunikation erklärt wäre: „das Reproduktionsverfahren [besteht] in der rekursiven Wiederanwendung von Differenzen auf das Differenzierte [. . .]: So führt das System die Differenz zwischen sich selbst und der Umwelt wieder in sich ein und macht damit weiter.“ (S. 66) Knapper: Gesellschaft, definiert als Kommunikation, ist der Dauerlösungsversuch von Kommunikationsproblemen.

Im folgenden geht es dann um das Einkopieren von Zeit in ein System mittels sich in Prozessen organisierender und zu Strukturen aufbauender Ereignisse, deren Vergänglichkeit gerade dem System eine dynamische Stabilität verleiht; weiter um die Frage, wie es psychischen und sozialen Systemen gelingt, „selbstreferentielle Geschlossenheit [an diese Bedingung ist das Konzept der Autopoiesis nämlich in der Biologie gebunden] mit Offenheit gegenüber der Umwelt zu verbinden“ (S. 71), und ihre Beantwortung durch Luhmanns „Sinn“-Begriff. Auch alles weitere in diesem Kapitel — z. B. das Verhältnis von Kommunikation und Handlung, die unerläßlichen Begriffe der „doppelten Kontingenz“ und der „Mediencodes“, zuletzt auch ein flüchtiger systemtheoretischer Blick auf die sozio-kulturelle Evolution — all dies wird, immer unter gebührender Beachtung der Zeitdimension, nachvollziehbar referiert, und wer sich noch etwas unsicher in der Materie bewegt, kann sich im anschließenden Dialog zwischen Hamlet und Horatio („Und ist es Wahnsinn, so hat es doch Methode“) noch einmal das Verhältnis von Handlung und Kommunikation, von Gedanke und Vorstellung kurzweilig erläutern lassen (wobei so nebenher auch Hamlets Melancholie ihre systemtheoretische Erklärung findet), und wenn dann noch Shakespeare mit Rosencrantz und Guildenstern auftritt (die als Estragon und Vladimir daherkommen), gibt es einen köstlichen Disput über die historischen Konzepte ‚Individualität‘, ‚Person‘, ‚Charakter‘, ‚Identität‘, speziell die Identitätsproblematik des modernen literarischen Helden, an dessen Ende Hamlet konsequenterweise — quasi als metamorphisiertes Leitfossil der soziokulturellen Entwicklung — in Joyces Stephen Dedalus verwandelt wird. Das ist spritzig, brillant — und kaum zu referieren. Es ist aber auch ein notwendiger Kontrapunkt zur theoretischen Schwere des Vorgehenden, die wiederum Vf. weiß Gott nicht vorzuwerfen ist: Knapper oder didaktisch geschickter dürfte sich Luhmanns Theorie selbstreferentieller, autopoietischer Systeme wohl schwerlich vermitteln lassen. Nein, ein anderer Punkt ist hier zu kritisieren: nämlich die völlig unkritische Darstellung von Luhmanns Entlehnung des Autopoiesis-Konzepts aus der Biologie, die eben doch nicht so naht- und bruchlos vorstatten ging. So hat beispielsweise Siegfried J. Schmidt, der seit Jahren schon einen auch systemtheoretisch zu nennenden Ansatz in der Literaturwissenschaft verfolgt, von Vf. aber auffälligerweise an keiner Stelle auch nur beiläufig erwähnt wird, zu Anfang seiner umfangreichen Studie *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*² — wie ich denke, überzeugend — nachgewiesen, daß der Begriff der Autopoiesis durch unmodifizierte Übernahme in Luhmanns Theorie-Architektur und seine Verwendung zur Beschreibung von psychischen und sozialen Systemen eigentlich überstrapaziert wird und man bei Luhmann & Co. wohl nur von einem

² Frankfurt a. M. 1989.

metaphorischen Gebrauch des Ausdrucks sprechen kann³. Der Rezensent glaubt sich diesen nachdrücklichen Hinweis auf Schmidt erlauben zu dürfen, da er selbst Schmidts Arbeiten der achtziger Jahre zu lange vernachlässigt hat — und Vf. eben, den Verlautbarungen seines Verlages zum Trotz, nicht der erste und einzige deutsche Literaturwissenschaftler ist, der versucht, die Systemtheorie für die Literaturwissenschaft nutzbar zu machen. Ein Hinweis auf die Umstrittenheit eines, nein des zentralen Konzepts dürfte doch auch in einem Einführungsbuch keine Sünde sein.

Kapitel III („Das Drama“, S. 99–151) bietet leichtere Kost. Das Drama läßt sich nach Schwanitz besonders leicht an die Systemtheorie anschließen, zum einen, weil es „aus einer Simulation sozialer Kommunikationen [besteht]“ (S. 100), vorzugsweise solcher lebensweltlicher Interaktionen, die selbst schon „theateranalog“ sind (1. Rituale, Zeremonien, Riten; 2. Simulationen, Intrigen, Täuschungen und Betrügereien; 3. „Manieren“ und „doppeldeutige Kommunikation“; 4. Konflikt; 5. Spiel im Spiel). Die Selbstreferentialität des Dramas und seine Fähigkeit zur Selbstreproduktion liegen also ganz offen zutage. Zum anderen läßt sich anhand des Dramas ja sehr schlagkräftig zeigen, daß „der Realitätsgehalt dessen, was man erlebt, [...] sich erst durch die ‚Einbettung‘ von Situationen in ihre interaktionelle Umwelt, durch ihre Rahmungen [entscheidet]“ (S. 106). Das Drama ist immer etwas, das sich an der und durch die Grenze zum Nicht-Drama konstituiert und von daher Reiz und Existenzberechtigung bezieht; es ist das Lehrbuchbeispiel „gerahmter“ Interaktion und deshalb systemtheoretischer Analyse unmittelbar zugänglich.

Das größte Verdienst dieses Kapitels aber ist, wie es die europäische Dramengeschichte in großen Zügen in Beziehung setzt zur sozio-kulturellen Evolution (Übergang von der stratifikatorischen zur funktionalen Gesellschaft), seine Entwicklungslogik mit der fortschreitenden Dissoziation von Interaktion und Gesellschaft parallelisiert. Die Ablösung einer dramatischen Ästhetik der Repräsentation wird als unausweichlich verständlich, wenn keine subsystemische Interaktion mehr beanspruchen kann, das gesellschaftliche Ganze zu repräsentieren, geschweige denn, es zu konstituieren, aber auch andersherum Gesellschaft nicht mehr von Interaktion her verstanden werden kann. Das moderne Drama zeigt konsequenterweise die Trivialität alltäglicher Interaktion, die auf nichts anderes mehr verweist als auf sich selbst, perpetuiert damit aber auch seine eigene Krise:

„Die hier sichtbar werdende Eigengesetzlichkeit ist die des Konflikts, der sich selbst unter Konfliktvorgaben zum Thema macht und sich dadurch selber verlängert; er bedeutet nichts mehr und bewegt sich in endlosen Spiralen im Kreis, womit zugleich die eheliche Häuslichkeit des Puppenheims durch klaustrophobische Geschlossenheit und sinnentleerte Vergeblichkeit gekennzeichnet wird. Damit wird die Interaktion paradox wie Epimenides: sie zeigt, daß sie nichts zeigt — außer sich selbst. Und das ist eine Tautologie. Entsprechend wird im weiteren Verlauf auch das moderne Drama tautologisch.“ (S. 129)

³ Vgl. S. 28–64, bes. S. 37, 49, 53, 54, 59. Vgl. insbesondere Schmidts Zusammenfassung seiner Position, S. 59: „Akzeptiert man diese theoretische Konstruktion des Literatursystems als eines selbstreferentiellen und selbstorganisierenden Systems, dann dürfte einleuchten, daß das Literatursystem nicht auch als selbstherstellend konzipiert werden muß. Dagegen spricht, daß nach der hier entwickelten Konzeption, die Aktanten mit berücksichtigt, das Literatursystem seine Komponenten (literarische Handlungen) nicht in einem materiellen Sinne selbst produziert und erhält.“

Dieser in seiner Eleganz bestechende Gedankengang wird abgerundet, ergänzt, veranschaulicht durch das einfach brillante Kabinettstückchen „Warten auf Dr. Godot“ — das wohl nicht ganz zufällig genau in der Mitte des Buches steht —, in dem fünf Insassen einer psychiatrischen Klinik, die — man kennt das Vorbild — sich für Shaw, Pirandello, Brecht, Ionesco und Beckett halten, mit Dr. Godot die Krise ihrer Kunst und ihre je besonderen Weisen der Reaktion darauf diskutieren. Vf. ist hier ganz in seinem Element.

Das vierte Kapitel (S. 152–216) ist der „Selbstreferentialität des Erzählens“ gewidmet, und man ahnt schon, auch wenn man Vfs. vorgehende Veröffentlichungen nicht kennt, daß Sternes *Tristram Shandy* hier eine zentrale Rolle spielen dürfte. Und in der Tat ist der in Kapitel IV entwickelte Gedankengang sogar schon vorher publiziert worden, nämlich als Vfs. Beitrag zur Festschrift für Niklas Luhmann⁴, aus dem hier, wie stellenweise auch schon in Kapitel III, erhebliche Abschnitte wortwörtlich übernommen werden, ohne daß das irgendwie vermerkt würde⁵, wie sich auch zahlreiche unausgewiesene Passagen finden, die wörtliche Übersetzungen aus Vfs. Vortrag beim Anglistentag 1986 in Kiel sind⁶, und sich wiederum sein Vortrag beim Anglistentag 1991 in Düsseldorf („Passion, Sensibility and the Unconscious“) praktisch ausschließlich aus (gedanklichen und sprachlichen) Elementen zusammensetzte, die er schon einmal verwendet hat. Damit kein Mißverständnis aufkommt: Daß Vf. sich seit Jahren mit dieser Materie beschäftigt, macht ja gerade einen der großen Vorzüge von *Systemtheorie und Literatur* aus — er schöpft aus dem Vollen, und der Leser profitiert davon. Aber wenn Vf. schon der Luhmannschen Zettelkastenmethode eine Baukastenmethode zur Seite stellen möchte, so schienen mir Drucknachweise oder (in ihrer Berichtspflicht ja noch viel strengere) acknowledgements doch sehr wünschenswert.

In der Sache geht es um folgendes: Vf. skizziert, wie sich schon bald nach dem Auftreten ‚realistischer‘ Erzählliteratur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in England Probleme der narrativen Konstitution dieser Gattung ergeben, Probleme, die aus der Selbstreferentialität des Erzählens, bei vorgegebener Orientierung an ‚Wirklichkeit‘ rühren. *Tristram Shandy* macht diese Probleme offensichtlich, treibt sie auf die Spitze. An der nicht vom Fleck kommenden Erzählung Corporal Trims über den König von Böhmen läßt sich zeigen, wie das Erzählte immer wieder von seiner eigenen Kontingenz unterlaufen wird, am ganzen Roman, wie das Erzählte immer wieder vom Erzählen unterbrochen wird und das sich selbst erzählende Erzählen durch Ebenenvermischung in unweigerliche Paradoxien abstürzt, Paradoxien, deren narratives Korrelat dauernde Unterbrechungen, Digressionen, Regressionen, gehäufte Zufälle, Asynchronizität der subjektiven Zeiten der Charaktere usw. sind. Vf. diagnostiziert Tristrams Problem — „Systemtheoretisch gesprochen braucht der Erzähler für seine autobiographische Selbstreproduktion einen ‚Selbstreferenzunterbrecher‘, der das Verhältnis von Erzähltem und Erzählen asymmetriert“ (S. 165) — und schlägt folgende Therapie vor:

⁴ Dietrich Schwanitz, „Zeit und Geschichte im Roman — Interaktion und Gesellschaft im Drama. Zur wechselseitigen Erhellung von Systemtheorie und Literatur“, in: Dirk Baecker u. a. (Hrsg.), *Theorie als Passion*. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag, Frankfurt a. M. 1987, S. 181–213.

⁵ Vgl. auch schon — ohne die Einkleidung in systemtheoretische Terminologie — Dietrich Schwanitz, *Literaturwissenschaft für Anglisten*. Das neue studienbegleitende Handbuch, München 1985, S. 182–218.

⁶ Dietrich Schwanitz, „Literary History of Socio-cultural Evolution?“ in: Ruldolf Böhm/Henning Wode (Hrsg.), *Anglistentag 1986*. Vorträge und Protokolle, Gießen 1987, S. 209–225.

- „1. Es muß eine Erzähltechnik gefunden werden, die eine laufende Vermittlung von Vergangenheit und Zukunft vornimmt, ohne dabei wieder die Interferenzprobleme zwischen Erzählen und Erzähltem zu reproduzieren.
2. Es muß eine Geschichte gefunden werden, die trotz ihres Weiterlaufens in eine offene Zukunft zu Ende kommt und sich zur Einheit rundet.“ (S. 166)

Die Geschichte, die das leistet, ist die Liebesgeschichte, die sich — das wird aufgewiesen an Samuel Richardson und sehr schön an Jane Austen —, aus der Perspektive der Frau entworfen, aus der Verdrängung und Projektion der eigenen Erotik und Gefühlsbereitschaft speist und ihre narrative Logik analog aus der Verdrängung der eigenen (gewünschten) Zukunft bezieht: Die Notwendigkeit dieser ‚einen‘ Liebe kann nur geglaubt werden, wenn sie nicht gewollt und geplant wurde. Rückblickend mußte es so kommen müssen, damals aber hätte es unbedingt auch anders kommen können müssen (bitte zweimal lesen!). Die Liebesgeschichte darf nicht wissen, wohin sie steuert — die Abblendung der Zukunft macht aber „das Erzählen als Sprechakt unsichtbar“ (S. 174) (sehr überzeugend auch die Darstellung der Funktion der ‚erlebten Rede‘ in diesem Zusammenhang), streicht die Erzählsituation (natürlich nicht im Sinne Franz K. Stanzels!), läßt so die Erzählstimme ‚ortlos‘ und zugleich die Erzählung abschließbar werden: Sie ist zu Ende, wenn das Erzählen durch das Erzählte eingeholt wird und die Heldin ihre Verdrängung in Selbsterkenntnis aufhebt. Die Einheit der Geschichte ergibt sich aus ihrer (retrospektiven) Erzählbarkeit, und sie ist erzählbar, weil am Ende, doch nur dort, durch Revisibilisierung eine schlußstiftende Einheit produziert wird:

„Die Einheit der Geschichte ist die Voraussetzung ihres Erzähltwerdens und vice versa: die Möglichkeit, die Geschichte zu erzählen, signalisiert, daß sie zu Ende gekommen ist und daß das Erzählte das Erzählen eingeholt hat. [. . .] An dieser Stelle gibt es dann keine Zukunft mehr, sondern nur noch die Retrospektive; die Kontingenz der offenen Zukunft hat einer Liebesgeschichte Platz gemacht, die am Ende ihre eigene Notwendigkeit feststellt [. . .]“ (S. 177)

Wie wirkmächtig unsere Vorstellungen von Geschichte im Sinne von history von solchen narrativen Konventionen geprägt sind, sieht man schließlich an Hegels *Phänomenologie des Geistes*, deren Geschichtsentwurf ja exakt der gerade beschriebenen Logik des Liebesromans entspricht und Ende wie Einheit im Sich-selbst-Bewußtwerden des Geistes findet.

Das meiste, was hier zu *Tristram Shandy* gesagt wird — die das Kapitel abschließende dramatische Fortsetzung des *Mann ohne Eigenschaften*, in der systemtheoretisch über Variationen der Liebe parliert wird, scheint mir (selbstreferentiell) durch folgenden Wortwechsel gut charakterisiert: „DIOTIMA: ‚Sprechen wir noch von der Systemtheorie?‘ — STUMM: ‚Nein, aber ich finde es trotzdem hochinteressant.‘“ (S. 199) —, alles auch, was über die Logik des Liebesromans gesagt wird, scheint mir nachvollziehbar und erhellend und doch gerade in der Verknüpfung absonderlich. Die Verknüpfung aber ist für Vf. unerlässlich, denn er will ja eine Geschichte erzählen, in der *Tristram Shandy* das Problem und Jane Austens Romane die Lösung darstellen (die Geschichte geht noch etwas weiter, auch bei Vf., aber das tut hier nichts zur Sache). So muß denn *Tristram Shandy* als ein Text hingestellt werden, in dem sich alle möglichen Unglücke und Katastrophen ereignen, weil die Sicherheitssysteme völlig unzureichend oder ausgefallen sind. Man muß gar nicht ein hinter dem Text stehendes Bewußtsein annehmen, um bei der Lektüre von Vfs. Darstellung den starken Eindruck zu empfinden, da sei jemand („Sterne“?) in eine üble Geschichte hineingeschliddert, dieser Text sei jemandem wie ein Fehler unterlaufen, und nun müsse die Literaturgeschichte wenigstens aus dem Schaden klug werden und eine neue Sicherheitsphilosophie entwickeln, die sich dann in Form der Logik des Liebesro-

mans auch prompt einstellt. Das ist natürlich absurd. Die narrativen Katastrophen des *Tristram Shandy* — etwa daß das Erzählte und das Erzählen sich permanent in die Quere kommen — ereignen sich eben nicht mit Notwendigkeit im realistischen Erzählen, ganz im Gegenteil: Sie ereignen sich dort in der Regel überhaupt nicht und im *Tristram Shandy* nur deshalb, weil sie konstruiert herbeigeführt werden: *Tristram Shandy* treibt nicht ‚Probleme‘ des realistischen Erzählens auf die Spitze, wie Vf. sagt, dieser Roman schafft erst diese Probleme, die innerhalb des realistischen Erzählens doch gar keine sind (vgl. etwa *Moll Flanders!*), und er tut dies, nehme ich an, um über das ad absurdum-Führen der Konventionen des realistischen Romans dessen ‚Realismus‘ als bloße Konventionalität, als Effekt einer bestimmten literarischen Machart zu entlarven. *Tristram Shandy* ist kein Problem, es ist eine freche Antwort. Es ist kein Unfall, der in Zukunft verhindert werden muß, sondern eine indirekte Belehrung darüber, warum andere Romane funktionieren. *Tristram Shandy* zeigt uns ex negativo, warum ‚realistische‘ Romane nicht kollabieren und in Paradoxien abstürzen. Die Medizin, mit der Vf. aufwartet, mag sehr wirksam sein — man weiß es nicht, mangels Krankheit.

Vf. hat in seiner Rezension von Wolfgang Iser's *Tristram-Shandy*-Buch geschrieben⁷, dieser sei mit *Tristram Shandy* in einer Weise einverstanden, daß er seine Notwendigkeit noch einmal nachkonstruiere. Sicher, für Iser ist der *Tristram Shandy* nicht nur Testfall, sondern Beleg für seine Rezeptionsästhetik. Für Viktor Sklovskij, dessen Position ich eben vertreten habe, war er ein Beleg für seinen Formalismus — und für Vf. ist er „ein Roman im Geiste der Systemtheorie“ (S. 158). Jeder Ansatz entwirft ein ihm entsprechendes Bild vom Text. Das ist nicht skandalös, sondern unvermeidlich. Entscheidend ist nur, wie produktiv (erkenntnismäßig) dieser Entwurf ist. Ich habe hier — obwohl ich so viele Einzelbeobachtungen Vfs. großartig finde — meine Bedenken, weil meines Erachtens *Tristram Shandy* durch diese Indienstnahme für eine ‚Geschichte‘ (Problem/Lösung) nicht nur auf den Kopf gestellt wird (das kann ja sehr erkenntnisfördernd sein), sondern durch diese Relationierung im Großen letztlich wieder einbüßt, was ihm durch Detailanalyse ‚bereichernd‘ hinzugefügt worden war. Noch einmal: Es scheint mir nicht besonders sinnvoll, *Tristram Shandy* als Tschernobyl der Romangeschichte zu betrachten⁸.

Das letzte Kapitel (S. 217–268) behandelt überraschenderweise nicht die noch ausstehende der drei großen Literaturgattungen, die Lyrik nämlich, die Vf. einmal als „monologische Selbstrepräsentation einsamer Bewußtseinszustände“ (S. 100), ein anderes Mal als „subjektive Aussage über ein Weltverhältnis“ (S. 217) apostrophiert — meines Erachtens Charakterisierungen, die auf groteske Weise anachronistisch und verengt sind und die für ein, gelinde ausgedrückt, etwas distanzierendes Verhältnis zu und nicht unbedingt intime Vertrautheit mit dieser Gattung sprechen. Lyrik bleibt in *Systemtheorie und Literatur* bis auf zwei kleine Ausnahmen ausgespart. Stattdessen bietet der letzte Teil unter dem Titel „Probleme der Interpretation und ihre systemtheoretische Verschärfung“ zunächst eine

⁷ *Anglia* Bd. 109/1991, S. 247–252.

⁸ Es mag sein, daß Vfs. Sicht letztlich darin begründet ist, daß er — wie alles — auch Luhmanns umfassenden Umwelt-Begriff übernimmt (Umwelt ist alles, was nicht System ist), statt mit dem in anderen systemtheoretischen Ansätzen üblichen Begriff der ‚relevanten Umwelten‘ zu operieren. Auch ist mir das Verhältnis von materieller Vorgabe des Kunstwerks und seinen Realisierungen (etwa: Artefakt/ästhetisches Objekt bei Jan Mukařovský) zu wenig geklärt. So entsteht der Eindruck, ‚der‘ *Tristram Shandy* sei ein statisches Objekt, das sich gleichsam vermessen ließe. Müßte eine konsequent systemtheoretische Literaturwissenschaft „den Text“ nicht als Prozeß/Struktur von Kommunikationen auffassen — oder von „literarischen Handlungen“ (S. J. Schmidt)? Beides kann hier aus Platzgründen nicht diskutiert werden.

orthodox strukturalistische Analyse des „Miller's Tale“ aus Chaucers *Canterbury Tales*, weiter eine knappe, mir zu knappe Erörterung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Strukturalismus, Systemtheorie und Dekonstruktion und dann, nach einer Rekonstruktion der Tiefenstruktur der Fabel von Shakespeares *Measure for Measure*, Aufgabe und Lösungen eines Preisausschreibens, das Vf. an seinem Institut veranstaltet hat: Zu einer zwei Geschichten gemeinsamen Tiefenstruktur sollten neue passende Geschichten gefunden werden, genauer: „Es sollte eine Geschichte gefunden werden, deren Familienähnlichkeit mit den bisher genannten Geschichten wie in dem Modell nur über die Rekonstruktion einer gemeinsamen Tiefenstruktur nachweisbar ist.“ (S. 233) Am Ende hat man dann die klassische Geschichte der Witwe von Ephesus, Kreuzestod und Auferstehung Jesu Christi, Kleists *Michael Kohlhaas* (ein einem Mißverständnis geschuldeter Ausreißer), Raymond Chandlers *The Big Sleep* und Shakespeares *Merchant of Venice* als tiefenstrukturell analog in einer Reihe stehen. Sehr aufschlußreich⁹. Aber es bringt die Theorie voran, denn der Gewinner, Vfs. Mitarbeiter Patrick Li, kann an eine systemtheoretische Untersuchung des *Merchant of Venice* weitreichende Überlegungen zum Verhältnis von Oberflächen- und Tiefenstruktur bei Kunstwerken (so generell) anknüpfen:

„Die Differenz zwischen Oberflächenstruktur und Tiefenstruktur ist das Bezugsproblem literarischer Interpretation. Um sie in den Blick zu bekommen, darf man aber weder die mit dem Kausalschema identifizierte Linearität der Zeit als *ordo naturalis* noch die Referenzidentität des Subjekts bei der Zuschreibung von Handlungen voraussetzen. Tut man das doch und kehrt nach einem Durchlauf durch den Binnenhorizont zur Oberflächenstruktur zurück, deren Kategorien man intakt läßt, um zu sagen, was die Geschichte eigentlich bedeutet, ist diese Bedeutung nichts weiter als eine auch anders mögliche Variante der Geschichte.“ (S. 250)

— was für mich die beunruhigende Perspektive eröffnet, daß die Systemtheorie vielleicht doch „das Problem der Beliebigkeit der Interpretation“ lösen möchte, indem sie uns die Notwendigkeit ihrer eigenen Interpretation weismachen will.

Das führt nun direkt zu der anfangs schon aufgeworfenen Frage zurück, mit welchem Anspruch *Systemtheorie und Literatur* eigentlich auftritt. Wird hier der vergleichsweise bescheidene Vorschlag gemacht, die Dinge auch einmal anders zu betrachten, eben systemtheoretisch, oder reklamiert die Systemtheorie für sich, traditionelle Probleme der Literaturwissenschaft durch Re-definition gelöst zu haben oder lösen zu können, also über andere Ansätze hinauszugehen?

Vfs. Haltung scheint mir ambivalent. Der Gestus des Buches ist, trotz allen Werbens, eher der der Bescheidenheit, aber Formulierungen wie: die meisten Kommunikationstheorien seien „unfähig, das wahre Wesen der Kommunikation zu begreifen“ (S. 77, meine Hervorhebung) oder: die Erzählproblematik sei „bis heute nicht richtig aufge-dröselt worden“ (S. 166, meine Hervorhebung) verraten doch, daß nach seiner Einschätzung die Systemtheorie die Dinge nicht nur anders, sondern eben ‚richtig‘ sieht, zumal ja „die sozio-kulturelle Evolution selbst“ — läßt Vf. Shakespeare sagen — „in die Systemtheorie mündet“ (S. 94) (aber sich über Hegel mokieren!).

Die Frage des Geltungsanspruchs ist selbstverständlich letztlich eine Frage der Episte-

⁹ Zur Unproduktivität des Begriffspaares Oberflächen-/Tiefenstruktur in bezug auf narrative Texte habe ich mich bereits geäußert in „How far can You Go? Zum Stand der literaturwissenschaftlichen Debatte in Großbritannien“, *Anglia* Bd. 107/1989, S. 380–414, sowie in einer Doppelrezension narratologischer Teil in *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* Bd. 21/1988, S. 157–163.

mologie — gibt es ‚Systeme‘ in der Realität, ist die Realität gar selbst systemhaft? Oder handelt es sich um ein kognitives Instrument, eine Modellbildung, in der ich Wirklichkeit als systemhafte entwerfe? Schärfer gefaßt: Entspricht meiner Theorie eine Wirklichkeit außerhalb meiner Theorie oder nicht? Vf. schwankt hier, weil Luhmann, dem er sich rückhaltlos bewundernd angeschlossen hat („Systems and their laws lay hid in night;/God said: ‚Let Luhmann be‘ and all was light.“)¹⁰, selbst schwankt. Einerseits will Luhmann „alle[] ontologische[] Metaphysik und alle[] Aprioristik“ verabschieden¹¹, wendet sich von allen transzendentaltheoretischen Fundierungsversuchen ab, was ihn sehr in die Nähe des radikalen Konstruktivismus rückt¹². Andererseits sagt er unmißverständlich, „[d]ie folgenden Überlegungen gehen davon aus, daß es Systeme gibt“, und „[wissenschaftliche Aussagen] beziehen sich, jedenfalls im Falle der Systemtheorie, auf die wirkliche Welt. Der Systembegriff bezeichnet also etwas, was wirklich ein System ist, und läßt sich damit auf eine Verantwortung für Bewährung seiner Aussagen an der Wirklichkeit ein“¹³ (alle Hervorhebungen von mir). Und wer noch versucht war, den Satz „Die Aussage ‚Es gibt Systeme‘ besagt also nur, daß es Forschungsgegenstände gibt, die Merkmale aufweisen, die es rechtfertigen, den Systembegriff anzuwenden“¹⁴, kantisch zu verstehen (also mit der Betonung: Forschungsgegenstände), wird mit folgender Erklärung eines besseren belehrt: „Der Systembegriff steht [. . .] immer für einen realen Sachverhalt. Wir meinen mit ‚System‘ also nie ein nur analytisches System, eine bloße gedankliche Konstruktion, ein bloßes Modell“, und er fügt in einer Fußnote hinzu: „So jedoch ein sehr verbreiteter, vielleicht sogar vorherrschender Sprachgebrauch.“¹⁵

Wie hält man diesen Widerspruch aus, einerseits an keine unmittelbar zugängliche, nicht-entworfenen Wirklichkeit zu glauben, doch andererseits zu behaupten, in ‚der‘ Wirklichkeit gebe es auch ohne meine kognitive Projektion ‚Systeme‘? Luhmanns Zauberswort heißt „naturale“¹⁶ oder „naturalistische Epistemologie“¹⁷ und es besagt, daß er unter Absehung von epistemologischen Fragen einfach schon mal anfängt¹⁸. Früher hätte man das Positivismus gescholten (und damit sogar Auguste Comte Unrecht getan). »[. . .] Begriffe dienen der Wissenschaft als Sonden, mit denen das theoretisch kontrollierte System sich der Realität anpaßt“ [meine Hervorhebung]¹⁹, die „semantische Form“ wissenschaftlicher Ergebnisse „entspricht“ zwar nicht „der Realität“, bewährt sich aber „als Ordnungsform im Verhältnis zu einer ebenfalls geordneten Realität“²⁰. Systemtheorie kann nach Luhmann zwar keinen Alleinvertretungsanspruch erheben, da sie sich ihrer eigenen Kontingenz bewußt ist, aber sie darf sich, wie alle Wissenschaft, Approxi-

¹⁰ Schwanzitz, „Zeit und Geschichte im Roman“ (vgl. Anm. 4), S. 211.

¹¹ Luhmann, *Soziale Systeme* (vgl. Anm. 1), S. 656.

¹² Vgl. etwa Niklas Luhmann, „Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?“, in: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), *Materialität der Kommunikation* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 750), Frankfurt a. M. 1988, S. 884–905, bes. S. 897–899.

¹³ Luhmann, *Soziale Systeme* (vgl. Anm. 1), S. 30.

¹⁴ S. 16.

¹⁵ S. 599.

¹⁶ S. 647.

¹⁷ S. 10.

¹⁸ S. 380/381: „[D]ie Theorie selbstreferentieller Systeme [geht] nicht auf eine erkenntnistheoretische [. . .] Ausgangsposition zurück. Sie beginnt mit der Beobachtung ihres Gegenstandes. Erkenntnistheoretische Fragen werden zunächst [!] ausgeklammert.“

¹⁹ S. 13.

²⁰ S. 91.

mationshoffnungen machen²¹. Um so größer ist dann natürlich die Freude, wenn sich am Ende herausstellt (was ein weiterblickender Beobachter schon bei der anfänglichen Ausblendung epistemologischer Grundfragen kommen sah), daß die Realität nämlich wunderbarerweise den eigenen Vorstellungen von ihr ziemlich nahekommt. Man erhebt beileibe keinen Alleinvertretungsanspruch, man hat eben nur – es wird in aller Bescheidenheit vermerkt – die beste Theorie für diese Wirklichkeit (deren Konstruiertheit natürlich nicht mehr ins Bewußtsein dringen darf): „Die Theorie selbstreferentieller sozialer Systeme beansprucht natürlich nicht, das einzig mögliche oder auch nur das mit Sicherheit [!] beste Angebot zu sein; aber sie bringt für diese Aufgabe besondere Affinitäten mit.“²² Welch glückliche Fügung! Bei Nietzsche heißt es einmal: „Wenn jemand ein Ding hinter einem Busche versteckt, es ebendort wieder sucht und auch findet, so ist an diesem Suchen und Finden nicht viel zu rühmen.“²³ Und doch rühmt sich die Systemtheorie sogar, damit die alte Subjekt/Objektschematik der Erkenntnistheorie überwunden zu haben: „Erkenntnis selbstreferentieller Systeme ist also eine emergente Realität, die sich nicht auf Merkmale zurückführen läßt, die im Objekt oder im Subjekt schon vorliegen [...]“²⁴ Mit anderen Worten: Epistemologische Probleme stellen sich nicht, weil der Akt der Erkenntnis des die Realität als systemhaft erkennenden Systemtheoretikers ein irreduzibles Phänomen ist. Eine etwas romantisch anmutende Lösung.

An der Epistemologie der Systemtheorie Luhmannscher Prägung zeigt sich, daß sie beides zugleich sein möchte: radikal antimetaphysisch und konstruktivistisch, doch zugleich privilegiert im Zugriff auf Realität. Sie kann dies nur sein um den Preis der Inkonsequenz gegen sich selbst. S.J. Schmidt hat 1989 Luhmanns an Wittgenstein gemahnende Einlassung „[D]as Wort Mensch ist kein Mensch. [...] Es gibt nichts, was als Einheit eines Gegenstandes dem Wort entspricht. Worte wie Mensch, Seele, Person, Subjekt, Individuum sind nichts anderes als das, was sie in Kommunikation bewirken“²⁵, wie folgt kommentiert: „Dieses Argument muß dann aber auch gegen das Wort ‚soziales System‘ und seine Einschätzung als ‚wirklich‘ eingesetzt werden!“²⁶ Nach Erscheinen von Luhmanns *Die Wissenschaft der Gesellschaft* legte der Rezensent der *ZEIT* seinen Finger auf die gleiche Schwachstelle: Es gibt, so referiert er Luhmann,

„keine Wahrheit, weil es für selbstorganisierende Systeme keine Bezugnahme auf die Realität gibt, sondern nur die auf eigene Konstrukte. [...] Jedes System, das in sich abgeschlossen ist und zirkulär nur auf sich selbst Bezug nimmt, erzeugt seine spezifische Wirklichkeit: Es rast im Blindflug durch die Welt, die ihm seit jeher entzogen ist und die es mit seinen Konstrukten oder Techniken nur testen kann.

Wie man dann allerdings noch von der Wissenschaft, der Sprache, dem Beobachter oder dem Wissen sprechen kann, wie Luhmann es tut, ist schlicht rätselhaft.“²⁷

Die Radikalität des eigenen Ansatzes stoppt – entgegen anderweitigen Beteuerungen – vor der eigenen Haustür: „Den erkenntnistheoretischen Konstruktivismus stoppt er dort,

²¹ Vgl. S. 648.

²² S. 659.

²³ Friedrich Nietzsche, „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“, in: F. N. *Werke*, 4 Bde., Erlangen, o. J., Bd. 4, S. 541–554, hier S. 548.

²⁴ Luhmann, *Soziale Systeme* (vgl. Anm. 1), S. 658.

²⁵ Luhmann, „Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?“ (vgl. Anm. 12), S. 901.

²⁶ Schmidt, *Selbstorganisation* (vgl. Anm. 2), S. 40.

²⁷ Florian Rötzer, „Philosoph im Blindflug“, *Die ZEIT*, 22. März 1991, S. 32.

wo es ihm zu anarchistisch wird und sein heimlicher Positivismus Schaden nehmen könnte.²⁸ „Oder noch einmal die *ZEIT*:

„Wenn es keine Wahrheit gibt, so sollte man meinen, dann müßte sich die Wissenschaft auch von ihrem Code ‚wahr — unwahr‘ trennen. Das aber darf Luhmann nicht fordern, weil sonst die von ihm getroffene Unterscheidung zwischen der Wissenschaft und anderen Systemen nicht mehr aufrechtzuerhalten wäre. Das ist eben die von Luhmann überall als nicht hintergebar bezeichnete Paradoxie: Man muß das, was man als Illusion durchschaut hat, gleichwohl aufrechterhalten, weil sonst die Theoriemaschine ins Stocken geriete.“²⁹

Vf. hat in *Systemtheorie und Literatur* diese Probleme bewußt ausgeblendet, doch Haarrisse der Widersprüchlichkeit oder Ambivalenz in dieser Frage sind auch in seinem Gebäude wohl sichtbar. Angesichts dessen scheint es weise, daß das Buch trotz des Schlachtrufs „Paradigmawechsel!“ in der Sache dann so behutsam, spielerisch, verführerisch verfährt. Vfs. Bestimmung der Funktion der Kunst — „Konfrontation der Normalrealität mit einer Alternativversion derselben Realität“ (S. 253) — liest sich auch nicht gerade so revolutionär, als daß man ernsthaft von einer radikalen Reformulierung traditioneller literaturwissenschaftlicher Konzepte sprechen könnte, geschweige denn müßte. Vf. hält einem die Wahrheit, seine Wahrheit, hin wie einen Mantel, in den man schlüpfen darf. Ob er einem paßt, steht auf einem anderen Blatt. Seines ist ein intelligentes, anspruchsvolles Buch, weil es den Leser, der sich dann auch gerne anregen lassen wird, als denkenden, mitvollziehenden entwirft. Es ist, das Rezensentenklischee ist kaum vermeidbar, ein Buch, dem eine große Leserschaft zu wünschen ist — aber auch Widerspruch, denn jedes System stürzt in eine Krise, wenn ihm sein Problem abhanden kommt. Man sollte die Systemtheorie also in ihrem eigenen Interesse beliefern. Aber was war doch gleich das Problem, für das die Systemtheorie die Lösung sein wollte?

Kiel

Christoph Bode

Klaus Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München: Wilhelm Fink Verlag 1989, 512 S.

„Das Itzt ist die Nacht“¹ oder: „Eine Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft liegt bisher nicht vor.“

Dies meinend, liefert ein soeben erschienener Band über *Die sog. Geisteswissenschaften*²

²⁸ Sighard Neckel, „So bleibt uns die Marmelade ein ewiges Rätsel“, *taz*, 5. Juli 1991.

²⁹ Rötzer, „Philosoph im Blindflug“ (vgl. Anm. 27); S. 32.

¹ Georg Friedrich Wilhelm Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt a. M. 1981, Teil A, Kap. I (S. 84), hier zitiert in der Schreibweise der Erstausgabe.

² Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hrsg.), *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*, Frankfurt a. M. 1990, Zitat: S. 240. — Es ist klar, daß der zitierte Satz aus Wilhelm Voßkamps Beitrag zum genannten Band („Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg“, S. 240–247) hier mehr als sich aktuell anbietendes Beispiel für eine apodiktische Behauptung, die ebenso apodiktisch widerlegt werden darf, zum Einstieg gewählt wurde, und nicht etwa, um damit den ganzen Beitrag von Voßkamp als „schal“ geworden oder falsch hinzustellen. Absicht des Lassowurfs ist nicht mehr, aber auch